

LISA STILLER

DAMIT DIE WUNDEN HEILEN KÖNNEN, IRGENDWANN

Ich bin nicht im klinischen Sinne krank. Weder organisch noch psychisch. Mit meinem Körper und meinem Geist ist alles in Ordnung. Krank bin ich allenfalls vor Einsamkeit und Trauer, vor Verzweiflung und Ratlosigkeit. Ich sehe mich als eine Person, die in vollkommen nachvollziehbarer und angemessener - man könnte auch sagen: normaler und gesunder - Weise auf das reagiert, was ihr das Leben geboten respektive abgefordert hat. Um es in einem Satz auszudrücken: Das Leben hat es bisher nicht allzu gut mit mir gemeint. Es hat mir einiges zugemutet, nicht selten mehr, als ich zu verkraften in der Lage war. Es hat Missachtung, Manipulation und Missbrauch in meinem Leben gegeben, Verlusterfahrungen, psychische Gewalt und emotionale Mordversuche. Auf das, was das Leben und die Menschen mir schuldig geblieben sind und auf das, was sie mir angetan haben, reagiere ich mit Leid. Ich werde krank, wenn man mich kränkt. Das ist die normalste Reaktion. Obwohl ich weiß, dass alle Organe richtig funktionieren, tut mir oft etwas, manchmal sogar alles weh. Es kommt vor, dass ich mich vor Schmerzen kaum rühren kann und dass der Schmerz in meinem Kopf alles andere verdrängt oder übertönt. Es hat viele Momente gegeben, in denen ich kurz davor war, mich von einer Brücke zu stürzen, weil ich nur noch wollte, dass es aufhört - der Schmerz und dieses Leben, das so viel von mir verlangt und das mich so kaputt gemacht hat.

Ich spüre den Schmerz, aber ich schreie nicht. Ich kann nicht schreien. Mein Leid ist die stille Antwort auf die Gewalt, die ich erfahren habe. Die kranke Gewalt. Aber es muss auch noch eine andere Antwort darauf geben. Eine, die nicht still ist, sondern laut und unmissverständlich. Ich will schreien, doch da ich nicht schreien kann, schreibe ich. Ich schreibe, um mich zu wehren gegen das, was mich krank macht. Ich schreibe, um der Gewalt etwas entgegenzusetzen und um mit den Verletzungen fertig zu werden. Ich schreibe, um Frieden zu finden mit meiner Vergangenheit. Ich schreibe, damit die Wunden heilen können, irgendwann.

Ich habe als Kind alles bekommen und alles gehabt, und doch hat es mir an allem gefehlt, was ich gebraucht hätte, um leben zu können und zu wollen. Nie habe ich das Gefühl gehabt, auf dieser Erde willkommen und am richtigen Platz zu sein. Nie habe ich das Leben als ein Geschenk oder eine Chance sehen können, sondern immer nur als Last und Überforderung. Ich habe mein Leben lang gekämpft wie eine Löwin, gegen viele Widerstände und Widrigkeiten, weil ich glaubte, nicht aufgeben zu dürfen, bevor ich nicht alles ausprobiert hätte. Wie eine Besessene habe ich nach etwas gesucht, was den Mangel beheben und das Loch in meiner Seele füllen könnte. Ich habe vieles unternommen, um eine Antwort zu finden auf die Frage, wozu ich lebe und warum ich so leiden muss. Ich habe die Antwort nicht gefunden. Jetzt, da viele verschlungene Pfade und zahlreiche vergebliche Selbstrettungsversuche hinter mir liegen, bin ich selbst am Ende. Unendlich müde und erschöpft, ratlos und ohne Trost stehe ich nun am Rande meines Lebens. Die Hoffnung, dass mein Leben irgendwann einmal leichter werden und für mich einen Wert darstellen könnte, habe ich verloren. Sogar mich selbst habe ich verloren. Das einzige, was mir nach langem Kämpfen noch geblieben ist, ist das geschriebene Wort - meine Waffe.

Geschrieben habe ich eigentlich immer schon, und noch mehr als das, was ich tatsächlich geschrieben habe, wollte ich schreiben. Das Schreiben war mir stets sehr nah, es gehörte zu mir, zu meinem Leben, war mir so vertraut und selbstverständlich wie es einem vertraut und selbstverständlich ist, eine Schwester zu haben - wenn man eine hat. Ich habe keine. Dafür aber hatte ich schon als Kind mein Tagebuch, meine Brieffreundschaften und meine ersten Schreibversuche.

Als Kind hatte ich zu schreiben begonnen, weil ich niemanden hatte, dem ich mich mit meinen kindlichen Ängsten und Nöten anvertrauen konnte. Ich war noch nicht zehn Jahre alt, als ich mir angewöhnte, Dinge, die ich erlebt oder getan, geträumt, gehört oder gedacht hatte, in ein Tagebuch zu schreiben. Ich schrieb auch gerne Briefe und hatte einige Brieffreundinnen. Mein Tagebuch war mir jedoch das Wichtigste. Wie jedes Mädchen hielt ich darin fest, was mich an meinen Eltern störte, welcher Lehrer mich ungerecht behandelte hatte, welchen Jungen ich aufregend fand und worüber ich unglücklich war. Als Jugendliche setzte ich mich schreibend mit mir selbst, mit meinen Gedanken und Gefühlen, aber auch mit Gott und der Welt auseinander. Schreiben war für mich die ideale Art nachzudenken. In welchem Alter ich meine ersten Gedichte schrieb, weiß ich nicht mehr genau. Ich weiß nur noch, dass es dabei weniger darum ging, dass sie schön klangen, als darum, dass sie mir die Möglichkeit gaben, das, was ich nicht direkt beim Namen nennen konnte, in konzentrierter und verschlüsselter Form zu notieren. Seit jeher hatte ich das Gefühl, vorsichtig sein zu müssen. Selbst meinem Tagebuch wagte ich mich nicht rückhaltlos anzuvertrauen, teils weil ich fürchtete, dass es jemand lesen könnte, teils weil ich nie gelernt hatte, mich ganz zu öffnen und einfach alles aus mir herausfließen zu lassen. Ich hatte gelernt, mich zurückzuhalten, zu kontrollieren und zu benehmen. Ich hatte gelernt, dass es Dinge gab, über die man nicht sprach, und dass es gut war, wenn man schweigen konnte. Ich konnte schweigen - wie ein Grab.

Als meine Mutter einmal versehentlich etwas erwähnte, was ich außer meinem Tagebuch absolut niemandem anvertraut hatte, besaß ich den Beweis, dass sie in meinen intimsten Bereich eingebrochen war und meine geheimen Aufzeichnungen gelesen hatte. Ich war so aufgebracht und wütend, dass ich sie am liebsten umgebracht hätte. Natürlich stritt sie alles ab. Sicher, dass sie wieder in meinen persönlichen Notizen herumschnüffeln würde, schrieb ich in wüsten Lettern in mein Tagebuch: ICH HASSE DICH, MUTTER! Mochte ihr dieser Satz wie ein Dolch ins Herz fahren. Aber es gab keine angemessene Strafe für ihr Verbrechen, diese Grenzüberschreitung, und nichts, was den Vertrauensbruch hätte wieder gut machen können. Mein Misstrauen wurde nach diesem Erlebnis so groß, dass ich zu dem Schluss kam, dass es überhaupt besser sei, meine Gedanken und Gefühle in mir zu verschließen. Das Tagebuchschreiben stellte ich daraufhin ein, schweren Herzens.

Obwohl die seelische Not, die meine gesamte Kindheit und Jugend überschattete, nach Ausdruck und Mitteilung verlangte, war ich nun meines wichtigsten Ventils beraubt, über das ich den Druck regulieren und meinen Schmerz nach außen bringen konnte. Für längere Zeit hörte ich ganz mit dem Schreiben auf. Als ich den Stift endlich wieder zur Hand nahm, war ich aus dem Elternhaus ausgezogen und zum Studieren in eine andere Stadt gegangen. In der neuen Umgebung, in der ich niemanden kannte, keinen Kontakt fand und tagelang mit niemandem sprach, platzten plötzlich Gedichte aus mir heraus, mit einer solchen Wucht, dass ich es kaum schaffte, sie schnell genug aufzuschreiben. Ich hatte damit einen Weg gefunden, all das Verwirrende und Riesenhafte, was mich ängstigte und bedrückte, im doppelten Sinne des Wortes verdichtet und in meine höchst persönlichen Metaphern gekleidet, auszudrücken und festzuhalten. Die Gedichte, die in einem fort aus mir heraus drängten und aufgeschrieben werden wollten, waren zum einen Momentaufnahmen meiner inneren Befindlichkeit, zum anderen eine Art Kurzfassung dessen, was ich in einem Tagebuch geschrieben hätte. Die wenigen Worte, die dort standen, multiplizierten sich, wenn ich sie wieder las, zu hunderten von Wörtern, die in einem fließenden Text nötig gewesen wären, um zu sagen, was mir unter den Nägeln brannte. Selbst wenn ich heute, nach mehr als zehn Jahren, die Gedichte aus dieser Zeit wieder lese, beschreiben die durch bestimmte Wörter und Formulierungen ausgelösten Assoziationen - meine persönlichen Konnotationen - genau das Gefühl, das ich ihnen in der Situation, in der sie ursprünglich entstanden sind, eingepflegt hatte. Zunächst sporadisch betrieben, wurde das Gedichte-Schreiben schnell zu einer regelmäßigen, fast automatischen Beschäftigung und schließlich zu einem immer mehr an Bedeutung gewinnenden Teil meines Lebens und Überlebens. Wann immer ich in meinem Leben völlig am Boden war und

nicht mehr weiter wusste, war Schreiben das Einzige, was ich wollte und was mir helfen konnte. Einsam, in mir selbst gefangen und den Menschen entfremdet, gab die Sprache mir Heimat. Sie ist die Nabelschnur, über die ich mit der Welt verbunden bin. In den größten Krisen meines Lebens war das Schreiben das einzige, was mich am Leben hielt und mir das Gefühl gab, noch nicht völlig am Ende oder sogar schon tot zu sein. Wenn ich während der ersten Jahre meines Studiums nicht die Möglichkeit gehabt hätte, einen Teil meines Elends, meiner Trauer, meiner Angst, meiner Einsamkeit, meiner Verzweiflung und meiner Hoffnungslosigkeit in Worte zu fassen und auszudrücken – ich hätte diese Zeit nicht überlebt.

Es gibt Leute, die behaupten, dass ihnen das Schreiben das Leben gerettet habe. Ohne zu wissen, was sie genau damit meinen, möchte ich mich diesen Leuten nicht anschließen. Ich kann keineswegs sagen, dass mich das Schreiben vor dem Übermaß an Not und Leid bewahrt hat, das in mir und an mir nagte. Das Schreiben brachte mich ebenso wenig wie alles andere auf die Lichtseite des Lebens. Vielmehr zwang es mich dazu, am Abgrund stehen zu bleiben und nicht den tödlichen Schritt ins Nichts zu gehen. Nicht mehr und nicht weniger. Insofern erleichterte es nichts. Solange ich schrieb, musste ich an der Stelle stehen bleiben, an der zu stehen es für einen Menschen am schwersten und schmerzlichsten ist: hin und her gerissen zwischen dem Festhaltenwollen am brüchigen Strohalm des Lebens und der Todessehnsucht, dem Wunsch nach Ruhe und dem Ende eines überwältigenden Schmerzes, für den es keine Sprache gibt und der nicht teilbar ist.

Das Schreiben hat mich bis jetzt am Leben gehalten, aber da mir dieses Leben kaum je etwas anderes als eine Last war, war es auch eine Geißel, aus deren Fängen ich mich nicht befreien konnte. Ich musste schreiben und deshalb musste ich am Leben bleiben, ob ich wollte oder nicht. Es gab keine Alternative. Es war, als hielte man einen unheilbar Kranken, der sich nichts sehnlicher wünscht als Erlösung durch den Tod, mit allen Mitteln künstlich am Leben und zwänge ihn gewaltsam zu einem Leben ohne Freude, ohne Selbstbestimmung, ohne Perspektive und ohne Sinn. Erst wenn ich nicht mehr schreiben konnte, dachte ich, dürfte ich aufgeben. Doch je schlechter es mir geht, desto mehr kann und muss ich schreiben. Das Schreiben lässt mich nicht in Ruhe, so wenig wie das Leben. Beides kann schön sein und leicht, jedoch auch unbarmherzig und grausam.

Die Gedichte, die entweder aus mir herauschossen wie Blut aus einer angestochenen Ader oder auch langsam hervorquollen, waren eine Zeitlang die einzigen Zeichen und Zeugnisse meiner inneren Not. Sie waren unmissverständliche Hilferufe einer ertrinkenden Seele. Da ich sie jedoch in einer Schublade verschwinden ließ und eine Maske aufsetzte, sobald ich das Haus verließ, sah niemand, dass ich Hilfe brauchte. Innerhalb von zwei Jahren schrieb ich rund einhundertfünfzig Gedichte. Wo ich ging und stand, hatte ich ein kleines Notizbüchlein und einen Kugelschreiber zur Hand. Vor allem auf dem Nachttisch mussten immer Papier und Stift liegen. Ich schrieb vor dem Einschlafen, wenn ich nachts aufwachte und sobald ich morgens die Augen aufschlug. Ich kam mir vor wie eine Art Sekretärin, rund um die Uhr bereit zum Diktat.

Was mich abgesehen von dem Wunsch, persönliche Erlebnisse zu verarbeiten und mich schreibend mit mir selbst und der Welt auseinander zu setzen, zum Schreiben motiviert hat, ist mein seit Kindertagen gehegter Wunsch, irgendwann einmal einen Roman zu schreiben. Die Versuche, die ich in regelmäßigen Abständen in dieser Richtung unternahm, führten mich allesamt zu der Erkenntnis, dass ich noch zu jung sei, um einen Roman zu schreiben, der auch nur halbwegs vor meinen eigenen Augen bestehen könnte. Meine Ideen gefielen mir manchmal recht gut, doch jedes Mal, wenn ich dreißig oder vierzig Seiten geschrieben hatte, kam ich zu der Einsicht, dass ich zu weitschweifig und mit zu viel Pathos erzählte. Ich beschloss, auf den Tag zu warten, an dem ich die nötige Reife hätte, um mich kürzer zu fassen und in einem eher nüchternen, trockenen Stil zu schreiben, in dem fast alle meine Lieblingsbücher geschrieben sind. Der Traum, einmal einen Roman zu schreiben, den ich selbst gerne lesen und der mir gefallen würde, hat sich bis heute gehalten. Ob ich mittlerweile die nötige Reife oder das Zeug dazu hätte, habe ich schon lange nicht

mehr geprüft. Zu sehr habe ich mir, seit ich erwachsen bin, über das wirkliche Leben den Kopf zerbrechen müssen, als dass noch Gelegenheit dazu gewesen wäre, Geschichten zu erfinden. Ich habe in diesen Jahren, alles in allem, nicht sehr viel geschrieben. Die Quelle, aus der die Gedichte gesprudelt waren, schien langsam zu versiegen. Der Zwang, jede Erfahrung und jede Empfindung, jede Sehnsucht und jeden Schmerz in Worte und Metaphern zu übersetzen, ließ nach. Was blieb, waren Briefe. Ich habe immer schon eine Vorliebe für lange und schöne Briefe gehabt. Briefe, in denen sich manches sagen ließ, was laut zu äußern oder jemandem ins Gesicht zu sagen ich nie gewagt hätte. Oft waren die Briefe die einzige Möglichkeit, meinen Gedanken und Gefühlen Ausdruck zu verleihen und mich anderen mitzuteilen.

Ich war immer eine begeisterte und fleißige Briefeschreiberin. Ich bin es heute noch. Obwohl ich mich mittlerweile darum bemühe, einem Menschen das, was ich für ihn empfinde - Sympathie, Zuneigung, Verachtung, Freundschaft, Gleichgültigkeit, Liebe -, nach Möglichkeit persönlich zu sagen, fällt es mir nach wie vor sehr viel leichter, den Umweg über den Brief zu nehmen. Ein Brief gibt mir die Gelegenheit, mit einer Offenheit, über die ich oft selbst staune, preiszugeben, was ich sonst nicht äußern könnte und was ich nur mit Hilfe des Schreibgerätes nach außen bringen kann. Manchmal habe ich das Gefühl, dass ich mich einem Menschen, dem ich schreibe, näher und inniger verbunden fühle als irgendwann sonst. Schreibend gelingt es mir, eine Nähe herzustellen, die ich im direkten Kontakt nicht oder nur schwer ertragen könnte. Zuweilen denke ich, dass ich einen Menschen, während ich ihm schreibe, mehr liebe, als wenn er direkt neben mir steht oder wenn er in meinen Armen liegt. Während es mir immer noch schwer fällt, direkten körperlichen Kontakt und körperliche Nähe zu Menschen herzustellen, auszuhalten oder gar zu genießen, ist es im Laufe der Zeit immer einfacher für mich geworden, mich Menschen über das geschriebene Wort anzunähern und anzuvertrauen. Wenn ich einem Menschen schreibe, der mir sehr viel bedeutet, ist es, als wenn ich mich selbst in die Worte hineinlegen und verschicken könnte, um diesem Menschen ganz nah zu sein und in seiner Nähe zu verweilen.

Während meine Gefühlsäußerungen sich im direkten Kontakt mit Menschen sehr in Grenzen halten und in aller Regel kontrolliert und eher zurückhaltend sind, gestehe ich im Brief recht freimütig selbst meine geheimsten Gefühlsregungen. Ich bin eine leidenschaftliche Briefeschreiberin. Das Schreiben gibt mir die Möglichkeit, eine Leidenschaft zu leben, die ich im richtigen Leben, d.h. im direkten Umgang mit Menschen, (noch) nicht leben kann. Einer guten Freundin kann ich im Brief ohne Umschweife und falsche Scham gestehen, wie wunderbar ich sie finde, wie dankbar ich bin, sie zu kennen, und wie sehr ich mich danach sehne, sie zu sehen und in meiner Nähe zu haben. Jemandem, über den ich mich fürchterlich aufgeregt habe, kann ich im Brief schnörkellos mitteilen, wie idiotisch ich sein Benehmen fand und wie wütend ich auf ihn bin. Im Brief fällt es mir leicht, jemandem meine Liebe zu gestehen, meinen zärtlichen Gefühlen Ausdruck zu verleihen oder auch meinem Kummer darüber, dass eine Liebe in Gefahr ist oder zerbrochen.

Ich habe mich schon oft gefragt, woran es liegt, dass es mir im Brief gelingt, eine Offenheit, eine Intensität und eine Unmittelbarkeit zu schaffen, die ich sonst kaum herstellen kann. Das persönliche und verbindliche, ja vertrauensvolle Schreiben zeigt, dass ich durchaus bereit bin, jemanden in meine Seele blicken zu lassen. Es zeigt, dass mein Wunsch, erkannt und verstanden zu werden, ungeheuer groß ist. Der Schlüssel liegt, glaube ich, darin: im Brief kann ich etwas von mir zeigen, ohne mich selbst zu zeigen. Ich kann Liebe und Mitgefühl zeigen, ohne körperlich anwesend sein und den anderen in den Arm nehmen zu müssen. Ich kann meinen Schmerz äußern, ohne dass mich jemand in meinem Leid unmittelbar erlebt. Man darf wissen, dass ich traurig bin, soll aber nicht sehen, dass ich weine. Oda Schaefer schreibt in einem ihrer Gedichte: "Keiner soll sehen / das Blut und die Tränen." Auch darum schreibe ich: um mich zu zeigen und gleichzeitig zu verstecken.

Schreiben hat für mich immer bedeutet, den schweren, den steinigen Weg zu gehen, mit nackten Füßen. Wann immer ich versuchte, das Schreiben als Ausflucht, als Ablenkungsmittel zu benutzen,

scheiterte ich. Je mehr ich versuchte, mich schreibend von mir selbst zu entfernen, desto schneller und sicherer landete ich wieder bei mir. Das Schreiben ist ein Bumerang, der, im hohen Bogen ausgeworfen, die Menschen immer wieder zu sich selbst zurückführt. Ehrliches, unzensiertes Schreiben kennt nur eine einzige Richtung. Es führt den Schreibenden auf direktem Weg zurück zum Kern seines Wesens. Das Schreiben hat mich zu Erkenntnissen und Einsichten geführt, zu denen ich durch Nachdenken allein niemals gekommen wäre. Das ist die glückliche und segensreiche Seite des Schreibens. Wer sich dem Schreiben ganz überlässt und sich mit seiner Fähigkeit zu schreiben zum Werkzeug seines Geistes und seiner Seele macht, stößt dabei aber auch unweigerlich auf Wahrheiten, die unangenehm und mitunter nur schwer zu ertragen sind. Verletzungen und Wahrheiten schreibend ans Licht zu bringen, ist oft ein sehr anstrengender und schmerzhafter Prozess. Die Erinnerungen müssen freigelegt, der Schmerz muss empfunden und schließlich geboren werden. Wort um Wort. Dabei beginnen die Wunden wieder aufzureißen, und viele, mit erdigen Händen hastig verbunden, eitern noch lange nach.

Hier, am Scheitelpunkt meines Lebens, an dem ich endgültig nicht mehr weiter weiß, möchte ich nur noch eines: Schreiben - mein Leben aufschreiben und mich auf die lange Reise zu mir selbst begeben. Ich möchte entdecken und verstehen, wer ich bin, die Wahrheit über meine Vergangenheit erfahren und endlich einen Sinn in meinem Leben finden. Und wenn ich nach allem zu dem Schluss kommen sollte, dass es diesen Sinn nicht gibt und dass dieses Leben noch weiter zu ertragen bedeuten würde, mir selbst Gewalt anzutun, will ich mir das Recht nehmen, die schwere Bürde abzuwerfen und endlich zur Ruhe zu kommen, für immer. Das Geschriebene selbst soll die Münze sein, die die Entscheidung bringt, und der Prozess des Schreibens die Arena des Kampfes um mein Leben. Was ich hier vorhabe, ist ein Spiel mit dem Feuer, und doch ist es alles andere als ein Spiel. Es ist mein letzter Selbstrettungsversuch. Immer wieder habe ich verzweifelt versucht, mein Leben zu ändern und mich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen. Ich habe versucht, mich zu entwickeln und zu wachsen, trotz allem. Ich habe Freunde um Rat gefragt und verschiedene Wege ausprobiert. Ich habe auch professionelle Hilfe gesucht, doch mittlerweile scheinen auch die Therapeuten mit mir am Ende zu sein. Sie können mir nicht mehr helfen. Ich glaube, dass sie mich aufgegeben haben. Die einzige, die mir jetzt noch helfen und mein Leben retten könnte, bin ich selbst. Den Willen und die Kraft zum Leben wird niemand aus einem anderen Menschen schöpfen können als aus sich selbst. Ich will mich aufmachen, nach diesem Willen und nach dieser Kraft in mir zu suchen. Schreibend will ich mich auf den Grund meiner Seele versenken und dort Ausschau halten nach dem kleinen Senfkorn Hoffnung, nach einem Hauch von Sinn.

Ich schreibe um mein Leben. Ich schreibe, um mir klar zu werden, was das ist, worum ich schreibe, und was das ist, was mich auf der anderen Seite so in seinen Bann zieht. Bei diesem letzten Versuch, mein Leben zu retten, setze ich alles auf eine Karte. Wenn ich mein Leben retten will, muss ich riskieren, dass ich es verliere. Ein hohes Risiko, aber die Entscheidung muss getroffen werden. Ich halte es nicht aus, noch länger an diesem Punkt stehen zu bleiben, mit halbem Gewicht über dem Abgrund. Was ich tue, ist vielleicht makaber und geschmacklos, vielleicht verwerflich, vielleicht verrückt. Ich tue es dennoch, nicht, weil ich übermütig genug bin, um das Schicksal herauszufordern, sondern weil ich verzweifelt und erschöpft genug bin, mir nur noch diese letzte Chance zu geben. Ich habe schon so lange gekämpft. Jetzt ist es genug. Ich bin müde und habe keine Kraft mehr. Das geschriebene Wort ist die schärfste Waffe, die ich habe. Mit ihr in der Hand will ich noch einmal einen Kampf auf mich nehmen. Es wird ein harter Kampf sein. Doch ich weiß, ich habe eine gute Waffe und bin geübt darin, sie zu gebrauchen. Sie hat mir schon manches Mal gute Dienste geleistet. Mit ihr in der Hand habe ich mich schon oft erfolgreich verteidigt und viele Kämpfe gewonnen. Ich habe Grund, mich ihr anzuvertrauen.

Das Wort ist ein zweischneidiges Schwert. Es ist eine gute, aber auch eine gefährliche Waffe. Ich habe sie gewählt, damit sie mein Heil sei oder mein Verderben. Ich will es darauf ankommen lassen und schreiben, was meine Seele mir sagt. Entweder es rettet mich oder es bringt mich um. Am Ende

steht die Entscheidung, mein Wille. Ich will die Wahrheit wissen. Darum schreibe ich. Ich schreibe, um zu erfahren, wohin mein Weg mich führt. Ich schreibe, um mir selbst mein Leben zu erzählen und mir selbst verständlich zu machen, wie ich die geworden bin, die ich bin. Ich schreibe, um die Alternativen sorgfältig abzuwägen und mir der Entscheidung, die am Ende stehen wird, so sicher wie möglich zu werden. Ich spiele nicht um mein Leben, sondern ich kämpfe darum. So sehe ich es. Wer die Geschichte meines Lebens liest, wird mich kennen und verstehen. Er wird wissen, wer ich bin und worum ich gekämpft habe. Er wird nachvollziehen können, warum mir nichts anderes übrig blieb, als diesen Kampf auf mich zu nehmen, und er wird verstehen, warum ich gewinnen musste oder verlieren.

Ich werde schreiben, und wenn es das Einzige oder das Letzte ist, was ich in meinem Leben getan habe. Nur mit dem Wort noch hängend am seidenen Faden des Lebens.